











[Nachdruck verboten.]

## Das Grafenhaus.

161 Kriminal-Roman von Ludwig Habicht.

„Besuchte er Dich dann?“

„Freilich,“ sagte die Kleine lachend, „und da wollte er immer einen Kuß von mir haben: aber ich hab' ihm keinen gegeben, so gut ich ihm auch war.“

In Marie wurde immer mehr die dunkle Ahnung zur Gewißheit, daß dieser Mensch ein Schurke sein müsse und nur dem armen unglücklichen Mädchen Gefühle vorgeheuchelt, die er nimmermehr hegen konnte und hinter denen er sicher seine schlechten Absichten zu verbergen gesucht.

„Ja, die Mutter sagte immer, ich sei so dumm und häßlich. Sie mochte mich gar nicht gern ansehen und war mir ganz gram, aber Paul sagte, ich sei hübsch und gefalle ihm, und er wolle mich gleich heirathen, aber das ging doch nicht, das hätte ja die Mutter niemals zugegeben.“

„Ist er wiedergekommen, seitdem Deine Mutter todt?“

„Erst jetzt schien es Sophie einzufallen, daß sie nunmehr volle Freiheit habe, ihn wiederzusehen. „Nein, er ist seitdem nicht mehr hier gewesen. Müßte ich ihm das nicht übel nehmen?“

„Vielleicht hat er unsere Stadt verlassen müssen?“ fragte Marie weiter.

„Nein, nein, er ist noch hier. Zuletzt hat er bei einem Grafen gebient, aber von dort ist er schon wieder fort. Der Herr war so häßlich, und nun befindet sich Paul ohne Stelle. Ich hab' schon immer Fritz gebeten, er sollte Paul wieder annehmen; aber der sagte, das könne er ohne Wilhelm nicht, und diesen Bruder, der stets so grob ist, mag ich gar nicht fragen.“

„Wann hast Du denn Paul zum letzten Male gesehen?“

„Ja, wart' einmal,“ antwortete Sophie und blickte lange nachdenkend vor sich hin. „Es werden gewiß ein paar Wochen her sein, aber die Mutter war noch am Leben, das weiß ich ganz genau, denn ich hatte solche Angst, es könne ihn Jemand sehen.“

„Um welche Stunde kam er denn?“

„D, es war schon Abend, und er durfte gar nicht lange bleiben, ihm fehlte die Zeit. Ich freute mich, daß Fritz nicht zu Hause war, denn der hätte Paul am ehesten hören können.“

„Hast Du ihm auf den Flur hinaus das Geleit gegeben, als er fortging?“ fragte Marie hartnäckig weiter, ganz von der Vorstellung beseelt, daß sie damit dem wahren Mörder auf die Spur kommen müsse.

„Wo denkst Du hin?“ rief Sophie äußerst lebhaft und förmlich entrüstet. „Ich weiß schon, was sich schickt, und auf Anstand muß man halten! Nicht wahr, Mariechen?“ Die Kleine blickte mit ihren wasserblauen Augen fragend zu der Freundin auf.

Diese vermochte nicht gleich zu antworten. Ihr Herz war zum Berstehen voll. Wenn ihre Ahnung sie nicht betrog und sie hier den wahren Schuldigen entdeckt hatte! Paul war mit der Oertlichkeit völlig vertraut, er hatte sich hier noch immer einzuschleichen gewußt und somit die That leicht verüben können, ohne daß der mindeste Verdacht auf ihn fiel. Er war in der letzten Zeit ohne Stelle, sicher ein verworfenes, wenigstens ein sehr verschlagenes Subjekt, das bewies die Liebelei, die er mit dem geistesarmen, arglosen Mädchen eingefädelt. In dem Menschen ohne jede Christenzmittel konnte am ehesten der Gedanke eines Raubmordes aufsteigen.

„Du bist mir wohl jetzt böse, daß ich Dir die Geschichte erzähle?“ fragte Sophie von Neuem. „Aber Du darfst nicht schlecht von mir und Paul denken, denn ich nicht einmal einen Kuß erlaubte,“ plauderte sie weiter. „Und nicht wahr, das wäre keine Sünde gewesen? Die Mutter hat mir's freilich streng verboten, mit Männern nur zu sprechen; denn sie meinte immer —“ jetzt stockte sie doch, da sie von ihrer Freundin gar keine Antwort erhielt.

„Weißt Du, wo Paul wohnt?“ fragte Marie endlich.

„Sophie machte ein verdüstertes Gesicht. „Ja, willst Du es denn wissen?“ fragte sie kleinlaut und mit einem leisen Argwohn.“

„Warum besuchst Du ihn denn nicht, um wenigstens zu erfahren, warum er nicht wiederkommt?“

„Das schickt sich doch nicht,“ entgegnete Sophie, und ihre Züge erhielten schon wieder den früheren gutmüthigen, harmlosen Ausdruck.“

„Wir wollen uns nur bei seinen Wirthsleuten erkundigen, was er treibt.“

„Ach, das wäre hübsch; aber Du mußt mitkommen, allein kann ich das nicht.“

„Natürlich. Ich begleite Dich auf der Stelle.“

„Sophie lächelte überglücklich wie ein Kind. „D, das ist prächtig! Und vielleicht werden wir ihn sehen, aber ich rede dann gewiß nicht mit ihm. Nicht wahr, dann muß ich doch ein bißchen böse mit ihm thun?“

„Freilich,“ lächelte Marie gezwungen, während ihre Gedanken schon ganz wo anders weilten. Sie konnte es kaum erwarten, bis sich die Kleine zu ihrem Ausgange passend angekleidet. Sophie's Garderobe war in einem sehr ärmlichen Zustande; denn sie durfte fast niemals das Haus verlassen, und die Mutter hatte sich in letzter Zeit weniger als je um ihre unglückliche Tochter gekümmert.

Marie mußte ihrer Freundin beim Ankleiden helfen, und dann verließen Beide zur Verwunderung der Dienerschaft rasch das Haus.

Sophie hatte die Wohnung Paul Sanders genau bezeichnet; aber als sie hintamen, erhielten sie die Auskunft, daß der junge Mann bereits seit einigen Wochen verzogen sei. Zum Glück konnte man ihnen die neue Wohnung bezeichnen, sie lag in einem ganz anderen Stadtviertel.

Je mehr Schwierigkeiten sich für Marie in den Weg stellten, um den geheimnißvollen Menschen zu ermitteln, je mehr wuchs ihr Eifer und zu gleicher Zeit die Hoffnung, daß sie auf rechter Fährte sei. Warum hatte der Bediente so rasch seine Wohnung gewechselt und gerade erst seit einigen Wochen?

Es war ein sehr elegantes Haus, das ihnen als jetzige Wohnung Paul Sanders bezeichnet wurde. Im Erdgeschoß befand sich ein Weißwaarengeschäft und auf der anderen Seite eine Restauration.

„Wollen wir nicht eine Kleinigkeit kaufen? da können wir uns am leichtesten nach Paul erkundigen,“ meinte Marie, und ihre Freundin fügte sich willig darein. Sie war es ja gewöhnt sich der Leitung Anderer völlig zu überlassen.

Der Laden war zu dieser Stunde gänzlich leer, das kleine Kaufgeschäft schnell erledigt, und nun fragte Marie klopfenden Herzens, ob nicht in diesem Hause ein Herr Paul Sander wohne?

„Freilich; hier im ersten Stock chambre garni,“ antwortete die Ladenmamsell und blickte mit verständnißvollem Lächeln auf die beiden jungen Mädchen.

„Ach, das ist schön, dann geht es ihm also gut!“ rief Sophie jogleich, und auf ihrem sonst so nichtsagenden Gesicht prägte sich augenblicklich eine große Freude aus

„Warum sollte es ihm nicht gut gehen? Der Herr Sander ist ja reich genug und kann mit dem Gelde freigebig umherverfen.“

„Er ist reich geworden? Das kann ja gar nicht lange her sein.“

„Sander hat ja schon vor einem Jahre einen reichen Onkel beerbt; nun kann er freilich herrlich und in Freuden leben.“

„Dann ist es gewiß nicht unser Paul,“ wandte sich Sophie augenblicklich niedergeschlagen zu ihrer Freundin.

„Haben Sie Herrn Sander zuweilen gesehen? Können Sie uns seine Persönlichkeit beschreiben?“

„Sehr gern,“ war die Antwort der Verkäuferin, „er fährt ja alle Tage aus. Es ist ein blonder, hübscher Herr, nein, eigentlich hübsch nicht,“ verbesserte sie sich selbst. „Denn er hat Blatternarben im Gesicht, und seine Augen sind zu klein; aber das schadet nichts bei seinem Reichtum.“

„Es ist doch Paul,“ rief Sophie lebhaft. „Die Beschreibung stimmt.“

„Er trägt einen blonden Backenbart,“ fuhr die Ladenmamsell fort. „Ein Schnurrbart würde ihm weit besser stehen; zu groß ist er nicht und schon ein wenig zu dick; aber auf seine Toilette verwendet er alle Sorgfalt. Wenn er kommt, denkt man, es ist ein Graf.“

Sophie sah ihre Freundin triumphirend an. „Da hörst Du's, er ist es wirklich!“ sagte sie leise. „Und er hat schon lange einen Onkel beerbt und mir nichts gesagt! Ich finde dies eigentlich unheimlich.“

„Wissen Sie vielleicht, wann Herr Paul Sander gewöhnlich zu Hause ist?“ wandte sich Marie zur Verkäuferin.

„Nein, wenden Sie sich an seine Wirthin, Frau Meyer. Augenblicklich ist er nicht in seiner Wohnung, denn ich sah ihn eben wegfahren.“

Marie dankte für die freundliche Auskunft und zog Sophie mit sich fort, die noch gern weiter geplaudert hätte.

„Bei seiner Wirthin möchte ich mich noch erkundigen,“ meinte Marie, die sogleich entschlossen war, noch so viel zu ermitteln, als sie nur konnte, um ihren aufsteigenden Verdacht vollends zu begründen. Sie war jetzt schon nicht mehr im Zweifel, daß ihre Ahnungen sie nicht betrogen hatten.

„Nein, da konnt' ich nicht mit,“ sagte Sophie schüchtern. „Wie leicht könnt' ich ihn treffen, und am Ende wäre er böse, wenn er jetzt so reich ist.“

„Willst Du so lange auf der StraÙe warten? Ich komme gleich zurück,“ entgegnete Marie, die sehr froh war, daß sie diesen letzten Schritt allein thun konnte; denn die Kleine mußte ihr dabei nur hinderlich sein.

„Ja, das will ich,“ sagte diese fügsam.

Marie eilte ohne Zögern die Treppe hinauf und klingelte an der Thür, die das Schild „verw. Meyer“ trug.

Eine alte, sehr gutmüthig aussehende Frau öffnete und fragte nach ihrem Begehre. Auf ihre Erkundigung nach Herrn Sander veränderte sich das freundliche Gesicht. „Was wünschen Sie denn von dem Herrn?“ fragte sie gedehnt.

Marie hielt es nicht für eine Sünde, sich mit einer Nothlüge zu befehen, und sie sagte deshalb zaghaft: „Ach, ich bin eine arme Wäscherin und habe Herrn Sander die Wäsche besorgt, als er noch in der Georgenstraße wohnte, und — und —“

„Da wollen Sie gewiß wieder den Verdienst haben? Vielleicht läßt sich das machen, kommen Sie nur herein, liebes Kind. Herr Sander ist freilich nicht zu Hause; aber er kümmert sich nicht um solche Kleinigkeiten und vielleicht —“

„Nicht wahr, Herr Sander ist erst seit wenigen Wochen zu Ihnen gezogen?“

„Freilich, freilich! Ein feiner, reicher Herr; bezahlt Alles baar und in blankem Gold.“

„Ja, wer doch auch so einen reichen Onkel beerben könnte! Da brauchte man nicht mehr zu vermischen,“ plauderte die Alte weiter.

„Er bezahlt jetzt Alles in Gold?“ fragte Marie mit bebenden Lippen. Das Herz war ihr zum Zerspringen voll.

„Ja, Alles in Gold!“ antwortete Frau Meyer stolz. „Der Onkel hat eine ganze Tonne Gold gehabt. Da läßt sich's schon leben!“

„Herr Sander war plötzlich aus seiner alten Wohnung weggezogen, eh' ich's mir verjah. Wann ist er denn eigentlich zu Ihnen gekommen?“

„Warten Sie einmal, das kann ich Ihnen genau sagen. Ich hab's ja aufgeschrieben.“

Sie sah in ein altes Schreibheft, das auf der Kommode lag. „Nichtig, gerade heut vor drei Wochen.“

„Heut vor drei Wochen,“ wiederholte Marie sinnend, denn auch diese Zeit stimmte. Der nichtswürdige Mensch hatte also nach Ausübung des Verbrechens sofort seine alte Wohnung verlassen, um in einem andern Stadtviertel ungestört seinen Raub zu vergeuden.

Ihre furchtbare Aufregung länger zu verbergen, kostete ihr die unerhörteste Anstrengung. Mit Mühe brachte sie hervor, daß sie morgen mit ihrer Mutter noch einmal wiederkommen wolle, und Frau Meyer nicht erst mit dieser Angelegenheit belästigen möge; dann empfahl sie sich rasch.

Auf der StraÙe fand sie noch Sophie, geduldig wartend. „Es ist wirklich Dein Paul, liebes Kind; aber nun hab ich die größte Eile. Ich werde schon zu Hause wegen meines langen Ausbleibens eine Strafpredigt erhalten. Du verzeihst also wohl, daß ich Dich nicht begleite,“ und ehe noch die gute Sophie sich auf eine Antwort besinnen konnte, war die Freundin verschwunden.

In fliegender Hast eilte diese dem Gericht zu. Alle Müdigkeit war von ihr gewichen. Während sie sonst vor der Berührung mit der Außenwelt die größte Scheu hatte, verfolgte sie jetzt muthig und entschlossen ihr Ziel. Galt es doch, den Geliebten zu retten, und da durfte sie nicht schwanken und zagen, wie unruhig auch ihre Brust klopfte.

Der Gerichtsrath war nicht wenig erstaunt, als das junge Mädchen vor ihm erschien und in fliegender Hast ihren Bericht abhieltete. Er unterbrach Marie mit keinem Wort; aber zuweilen ruhten seine grauen, durchdringenden Augen voll Verwunderung auf der jugendlichen Erscheinung, die mit solcher Geistesstärke ihren Verdacht geschöpft und dann mit solcher Umsicht zu Werke gegangen war, um den Verbrecher zu ermitteln.

Wenn auch der Rath gegen Fritz ein gewisses Vorurtheil gefaßt, sein klarer, ruhiger Verstand ließ sich davon nicht unterjochen, und der sagte ihm, daß die Kleine den wahren Schuldigen entdeckt habe. Ein ehemaliger Bedienter, der mit der geisteschwachen Tochter des Hauses ein Liebesverhältniß anknüpfte, um unter diesem Vorwande sich in die Wohnung einzuschleichen, und der dann Gold in Fülle ausgiebt, mehr bedurfte es nicht, um die Vermuthung zu rechtfertigen, daß dieser Mensch den Mord begangen habe.

„Ich werde sofort die Verhaftung des Burschen veranlassen,“ erklärte der alte Kriminalrichter, nachdem das junge Mädchen seinen Bericht beendet hatte.

Marie war es, als sei ihr Herz von einer Bergelast befreit. „Sie glauben also auch, daß ich mich nicht getäuscht habe?“ stammelte sie verwirrt. Ihre bisherige Entschlossenheit war mit einem Schlage dahin.

„Wir wollen sehen, war die ruhige Antwort.

„Und wenn Paul Sander wirklich der Schuldige ist — dann, dann —“

„Kommt Fritz augenblicklich frei,“ ergänzte der Gerichtsrath, und etwas wie ein Lächeln huschte über sein sonst so strenges Antlitz.

Das junge Mädchen erröthete bis in die Schläfen und mit einem leisen Dank entfernte es sich rasch.

Wenige Stunden später war schon Paul Sander verhaftet und stand vor dem Gerichtsrath. Dieser Schlag traf den frechen Burschen so unerwartet, daß er nach einem kurzen Kreuzfeuer des alten Kriminalrichters ein offenes Geständniß ablegte. Er hatte sich so sicher gefühlt, seitdem er gehört, daß Fritz Jordan der That beschuldigt worden und so viel Verdachtsgründe gegen ihn vorlägen, daß seine Verurtheilung unbedingt erfolgen müsse, und nun packte ihn dennoch im letzten Augenblick die Nemesis. — Er begriff gar nicht, wie das möglich geworden, und in seiner grenzenlosen Bestürzung gab er Antworten, die ihn vollends ins Netz trieben. Er sah sich gefangen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als seine Schuld zu bekennen.

Paul Sander gehörte nicht zu jenen rohen Verbrechernaturen, die aus angeborener Mordlust ihr Schlachtopfer vernichten. Es war sein grenzenloser Reichtum gewesen, der ihn bis zu diesem Abgrund gedrängt.

(Schluß folgt.)

[Nachdruck verboten.]

### Aufsichtspostkarten.

Vanderei von M. Kossak (Venedig).

Optimisten behaupten, daß die Sammelmuth heutzutage ihren Höhepunkt erreicht habe. Ob diese Behauptung auf Wahrheit beruht, mag dahin gestellt sein, daß sich aber der Sammeleifer mit ganz besonderer Vorliebe auf ein Gebiet geworfen hat, das früher noch ziemlich ungebaut war, scheint festzustehen. Was ich hierbei im Auge habe, das sind jene bildlichen Darstellungen, die einem praktischen Zweck dienen, aus dem heraus sie sich auch entwickelt haben: die Reklameplakate, die Liebig- und Hansenbilder und last not least — die Aufsichtspostkarten.

Es ist noch gar nicht lange her, daß Liebhaber von Aufsichtspostkarten recht weite Reisen hätten machen müssen, um eine größere Menge davon zusammenzubringen. Es lohnte daher kaum, sie zu sammeln; wer welche besaß, schenkte sie in der Regel Kindern, die sie mit anderen Buntdruckarten verwahrten. Von berühmten Aussichtspunkten, Wandmalern, Schloßinterieurs, wohl auch von vielbesuchten Ausflugsorten machten industrielle Photographen wohl Aufnahmen, die sie an geeigneten Stellen zum Verkauf auslegen ließen, aber allzu große Auswahl gab es doch nicht in diesem Artikel. Wie anders jetzt! Nicht nur in Orten und Gegenden, durch die sich zur Sommerzeit der Schwarm der Touristen zieht, sondern auch in jedem kleinsten Städtchen abseits von der großen Heerstraße findet man Aufsichtspostkarten. Besitzer von Dorf- und Wirtschaftshäusern, die nicht das mindeste Sehenswerthe bieten, lassen auf eigene Rechnung welche von ihrem Anwesen machen, um sie den Reisenden zu offeriren, die das Schicksal unter ihr Dach verschlägt. Wie erstaunte ich zum Beispiel, als ich kürzlich bei einem Besuch in meinem ostpreussischen Heimathstädtchen zwei verschiedene Karten sah, deren eine die dortige Kirche und die andere eine jüngst erbaute Brücke zeigte. Als ich mein Erstaunen darüber aussprach, meinte der Inhaber des Ladens, in dem sie auslagen, gekränkt: „Nun, hier bei uns in Friedland war doch dazumal die berühmte unglückliche Schlacht — von einem Ort, an den sich solch' wichtige geschichtliche Erinnerungen knüpfen, wollen die Leute doch Ansichten haben.“

Ich wandte ein, daß zweifellos nur wenige Fremde nach dem genannten Schauplatz großer historischer Ereignisse kämen und daß daher auch die Nachfrage nach den Karten keine große sein könne, der Mann aber entgegnete: „Ja, hier in der Stadt selbst werden sie auch nur selten gekauft, aber wie viele muß ich nicht fortgeschicken! In der vergangenen Woche verlangte ein Verein sogar ein ganzes Duzend mit einem Mal!“

„Demnach blüht das Geschäft ja,“ sagte ich. Der erfolgreiche Verkäufer aber wiegte verdrießlich den Kopf.

„Das wohl. Aber ich bin doch froh, daß die erste Auflage zur Neige geht, und eine zweite lasse ich mir nicht anfertigen. Die Schreiberei kostet zu viel Zeit. Da wollen die Leute beständig tauschen — außerdem muß ich auch jede Karte, die ich absende, adressiren, denn unabgestempelt haben sie ja für den Sammler keinen Werth.“

Durchweg ist diese Angabe nun wohl nicht begründet, in der Mehrzahl der Fälle aber behält sie thatsächlich Recht. Das „warum“ ist mir zwar völlig unklar, indessen bin ich doch nur ein Laie im Sammlungswesen und als solcher auch nicht in dessen verschiedene Mythen eingeweiht. Was speziell die Aufsichtspostkarten anbetrifft, so ist mein Verhältnis zu ihnen das gleiche wie zu allen anderen Bildern. Ueber die hübschen freue ich mich, interessiren aber thun sie mich sämmtlich, und das zum meist um ihrer Herstellungsart willen. Denn diese ist unendlich mannigfaltiger, als die meisten Menschen bei oberflächlicher Betrachtung annehmen. Sie unterscheiden im wesentlichen solche mit grauen und bunten Ansichten, ohne zu ahnen, wie zahllose Reproduktionsarten für diese wie jene in Frage kommen.

Den künstlerisch vollendeten Eindruck unter den zur Dugendwaare gehörenden machen wohl die auf den Holzstock photographirten Landschaftsbildchen, gleichviel ob sie ursprünglich nach einer Tuschezeichnung, einer Bleistiftskizze oder einer Photographie angefertigt wurden. Sie sind im Allgemeinen den in den Holzstock geschnittenen schon darum vorzuziehen, weil deren Wirkung gar zu sehr von der Kunst der Holzzeichner und Holz-

schneider abhängig ist. Da man gerade in dieser Illustrationsbranche nicht leicht Meister ihres Fachs beschafftigt, so geschieht es leicht, daß der Eine oder Andere etwas an dem Bilde verändert, bis es schließlich dem Muster in nicht gerade vortheilhafter Weise unähnlich geworden ist. Der Apparat aber wirkt Alles, was er wiedergeben soll, getreulich zurück. Trotz dieser schätzbaren Eigenschaft seinerseits vermag man, dank den technischen Errungenschaften unserer Zeit, seinem Wert dennoch zu erhöhter Schönheit zu verhelfen. Das wird namentlich erreicht, indem man dem Bilde durch Anwendung des Neges „Ton“ verleiht. Dieser macht sich durch eine leichte Grundirung der gesammten Ansicht kenntlich. Um Lichtreflexe hervorzubringen und gewisse stark beleuchtete Stellen besser herauszuheben, wird an diesen der Ton auf der Platte ausgekratzt, sodas sie später auf der Reproduktion völlig weiß erscheinen. Dies geschieht z. B. an einzelnen hellen Wolken, an Sonnen- oder mondbelegenen Partien eines Gemäuers, vor Allem aber an den Schaumkämmen der Wellen der Fall zu sein. Wie sehr aber eine Illustration durch dieses Verfahren an Plastik gewinnt, braucht kaum gesagt zu werden. Meist druckt man die in dieser Technik hergestellten Karten in Grau oder richtiger Schwarz, zuweilen aber auch in Braun, Grünlichgrau, in Delfterblau oder in einer dem Nötelsüß ähnlichen Nuance. Die braunen gleichen oft in überraschendem Maße Sepiatuschzeichnungen. Sehr hübsche Abwechslung wird auch erzielt, indem man die Landschaft in Schwarz auf einem oben blauen und unten bräunlichen oder grünlichen, an das uns Allen aus unseren Schuljahren her bekannte papier pellé erinnernden Untergrund reproduziert. Nach der Mitte zu erscheinen die beiden Farben heller und heller, bis sie zuletzt ineinander übergehen. So sah ich auch einige der neuen reizenden Künstlerpostkarten mit Genreszenen auf grün umhörtem Fond. Als ein interessanter Versuch — aber freilich auch nur als ein solcher — dürften die Ansichten in gewöhnlichem Schwarzdruck gelten, die in der hypermodernern japanischen und stark stilisirten Flächenzeichnung entworfen sind. Allerdings ist es schwer herauszufinden, was sie eigentlich vorstellen sollen. Das Gleiche trifft häufig für die meist allerhand drollige Figurchen und krauses Rankenwerk zeigenden Silhouetten zu, doch giebt es darunter auch hie und da recht graziose und niedliche Sachen. Unter den Karten, für die man das Bild in den Holzstock geschnitten hat, sind die in Stahlstichmanier gehaltenen die hübschesten. Sie haben zwar etwas Steifes, aber immerhin machen sie sich nicht unfein.

Früher bestand vielfach ein Vorurtheil gegen die farbigen Karten, die freilich auch zu grob und grell ausfahen, um sich in künstlerisch gebildeten Kreisen Anhänger gewinnen zu können. Seitdem die Chromolithographie jedoch für sämmtliche Illustrationszwecke in Aufnahme gekommen ist, werden ihre Fortschritte auch auf dem Gebiet der decorirten Postkarten bemerklich. Wir haben zur Zeit manche, die selbst die höchsten Anforderungen erfüllen. Vor mir liegt eine Kartenkollektion mit Ansichten aus der Dresdener Ausstellung von 1896, die in eigenartiger Aquarellmanier in vier Farben — roth, blau, gelb und schwarz — gedruckt sind. Die Bilder scheinen, in der Nähe betrachtet, fast nur aus Klecksen zu bestehen, hält man sie aber weiter vom Auge entfernt, so machen sie einen flotten und frischen Eindruck. Ein ähnliches Verfahren wird bei architektonischen Entwürfen mit viel Staffage zur Anwendung gebracht. Nur sind für diese meist noch weniger Platten, manchmal nur zwei — entweder schwarz und grün oder schwarz und roth — gebraucht.

Ganz entgegengeetzte Effekte werden angestrebt, indem man sehr fein und meist in horizontalen Linien ausgeführte Holzschritte mit wenigen Farben lastrend überdruckt. Sie sehen wie matt kolorirte Stahlstiche aus und sind um so schöner, je mehr fließendes Wasser auf ihnen zu bemerken ist. Leider mangelt es ihnen in der Regel an Plastik.

An einer sehr eigenthümlichen Art von Karten, bei denen die Landschaften oder wenigstens einzelne Theile derselben durch groteske Gesichter personifizirt sind, muß man die überaus geschickte Benugung der Farbenplatten bewundern. Die bekannteste unter ihnen dürften „die Mythen“ sein.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß Ende April in Leipzig vom Verein der Buch-Interessenten eine Ausstellung von Aufsichtspostkarten veranstaltet worden ist, die einen vollkommenen Ueberblick über das gewährte, was heutzutage in dieser Branche geleistet wird, und daß eine zweite Ausstellung dieses Art — von privater Seite veranstaltet — Ende Mai in Berlin zu sehen war.

## Allerlei.

**Die Kaiserin Charlotte** von Mexiko, die seit 32 Jahren mit unnaehemter Seite im Schlosse Boumont in Belgien weilt, ist 58 Jahre alt geworden. Der König, die Königin und Prinzessin Clementine haben sich nach dem Schlosse begeben, um der unglücklichen Fürstin ihre Wünsche darzubringen. Seitdem die Kaiserin Charlotte September v. J. eine ernste Krankheit durchgemacht hat, ist ein neues ärztliches Verfahren in ihrer Behandlung zur Anwendung gekommen. Dieses Verfahren soll wunderbare Erfolge hervorgerufen haben; die schrecklichen Krüsen, unter denen die Kaiserin schwer litt, sollen aufgehört haben. Heilung sieht allerdings nicht zu erwarten.

**Die arme Patti.** Der „Figaro“ hatte vor Kurzem erzählt, Melina Patti habe als Universalerbin Nicolinis das ganze Vermögen ihres Gatten, 1 025 000 Fr., zu erhalten. Jetzt erklären die Agenten der Diva, Frau Patti habe die Erbschaft mit den fünf Kindern Nicolinis zu theilen und erhalte deshalb nur ein Sechstel der Summe, die von dem „Figaro“ in der richtigen Höhe angegeben worden war. Die arme Patti erhält also nur 170 000 und etliche Francs — lange nicht genug für sie, um sich damit ein sorgenfreies Alter zu sichern. Zum Glück hat sie aber eine derartige kleine Erbschaft, die so manchem Andern genügen würde, gar nicht nötig.

**Eine Zigeunerschlacht** ist in Buchloe ausgefochten worden. In der Nähe des Waldes bei Tillerhäusern begegneten sich auf schmalen Wege zwei größere Zigeunerbanden mit je fünf bis sechs Wägen. Wegen angeblichen Nichtausweizens geriethen die Vordersten in Streit. Es schien aber, als ob sie schon ohnehin einen grimmigen Haß auf einander gehabt hätten; denn alsbald kürzten die Männer mit Revolvern und Messern auf einander los. Es wurden mehrere Personen schwer durch Messerschüsse verwundet, ein Zigeuner allein erlitt weniger als 16 Messerschläge. Die durch Schüsse verwundeten dürften schwerlich mit dem Leben davonkommen. Der Gendarmarie war es mit großer Mühe möglich gewesen, die erbittert kämpfenden zu trennen.

**Das folgende originelle Heirathsgesuch** findet sich wörtlich in der „Ball-Mall-Gazette“: „Eine Dame, die sich bereits zwei Mal scheiden ließ und nun aus Erfahrung weiß, wie schmerzlich die Trennung wirkt, wünscht sich zum dritten Mal zu verheirathen. Ihr neuer Gatte dürste sie sehr hart und streng behandeln und doch sicher sein, daß sie sich nicht von ihm trennen würde. Auf gest. Zuschriften wird sofort durch Zusendung der Photographie geantwortet werden. Die Dame, welche den Gegenstand dieser Annonce bildet, ist groß, stark und hebt mit Leichtigkeit bei ausgebreitetem Arm die schwersten Lasten; der Gatte brauchte sich aber nicht zu fürchten, denn sie ist von taubenhafter Milde und Güte. Die Zähne sind scharf und von blendender Weiße, die Gemüthsbeschaffenheit ist eitel Färllichkeit. Gemüthsart wird ein Gentleman mit hübschem Vermögen, elegant, vornehm, klein und sehr blond. Händler mit mineralischen Oelen erhalten den Vorzug. Die Antwort ist zu frankiren.“ Dieser scheinbar so harmlose Zusatz scheint des „Bubels Kern“ zu bergen. Die kräftige Dame mit den scharfen Zähnen will wohl auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege in den Besitz von Briefmarken gelangen und spekulirt auf Diejenigen, welche nicht alle werden.

**Vanderbills Brautgeschenk.** Die Trauung des jungen Vanderbilt mit Miss Dresser erfolgte in der amerikanischen Episkopal-Kirche in der Avenue de l'Alma unter Assisenz dreier Geistlicher. Unter den Hochzeitsgästen befanden sich unter Andern der Herzog und die Herzogin von Marlborough. Das Geschenk des Bräutigams besteht in einem Halschmuck aus Rubinen von einem bisher nie gehörten Werthe. Das Geschenke ist in New-York gemacht und war für die Ausstellung von 1900 bestimmt. Cornelius Vanderbilt konnte es nur unter der Bedingung erwerben, sich schriftlich zu verpflichten, das Halbjahr von Beginn bis zum Schluß der Pariser Ausstellung dem Verfertiger zu überlassen, damit er es ausstellen kann.

**Blinde als Masseure** giebt es in den Vereinigten Staaten über 50 000, in New-York allein über 4398 Blinde die Massage aus. Wie in manchen anderen Berufsarten und Lebensstellungen bethätigen sich hier die Blinden gleich den Vollsinigen und irzten mit diesen völlig erfolgreich in Wettbewerb. Weist ja gerade der Blinde Fertigkeiten, die ihn ganz besonders dazu befähigen, auf diesem Arbeitsfelde das Beste zu leisten. Er verfügt über einen ungemäin feinen Tactinn, der ihm gleichsam von der Wohlthäterin Natur zum Ersatz für den Mangel des Gesichtsinnes verliehen worden ist. Die tausendfache Uebung des Tactsinnes, der dem Blinden das Selbstvermögen, soweit es angeht, erleben muß, führt ihn auf eine Stufe der Verfeinerung und Vollkommenheit, die von dem Sehenden nicht angestrebt und daher auch nicht erreicht wird. Nun ist gerade die Massage ein Verfahren, wo ein feines Tactvermögen Veränderungen der Gewebe mit steigender Sicherheit erkennen wird. Die Hand des Blinden ist also den Anforderungen der Massage außerordentlich gut gewachsen.

**Ein Radfahrer-Begegniß.** Auf Anregung verschiedener Radfahrer-Klubs in Chicago ist der Besitzer eines dortigen Verordnungs-Instituts veranlaßt worden, bei Leichenbegängnissen verstorbener Klubmitglieder neuartige Behälter zur Verwendung zu bringen. An Stelle des üblichen Leichenwagens, sowie der Trauerfutchen werden auf dem Wege zum und vom Friedhof Fahrzeuge benutzt, deren

Fortbewegung durch Radfahrer zu bewerkstelligen ist. Der Sarg, mit den Abzeichen der verschiedenen Klubs und mit Blumenkränzen geschmückt, befindet sich auf einem, zwei verkuppelten Tandems ähnelnden Bierbade, welches durch acht Radfahrer auf ihren Zweirädern gezogen wird, deren blaue Theile mit Flor umwunden sind. Hinter dem Leichenwagen folgt eine Anzahl von Dreirädern, mit je einem Sitz, für betagte Verwandte und Freunde bestimmt, welche von Bekannten des Verstorbenen fortbewegt werden. Hinter diesen ebenfalls mit Trauerflor decorirten Fahrzeugen folgen die Mitglieder der Klubs auf ihren Zweirädern. Der Prozeßion voran fahren zehn Musiker auf zwei miteinander verkuppelten Fünffüßern, deren Vorderreiter das Lenken des großen Fahrzeugs bewerkstelligen. — Diese Bestattungsmethode entspricht dem Geschmade des amerikanischen Volkes und hat, nach Berichten dortiger Sportblätter, bereits in verschiedenen anderen Städten der Vereinigten Staaten Nachahmung gefunden. Wir bezweifeln, daß diese theatralische, allem Geschmade und aller Pietät ins Gesicht schlagende Neuerung bei den deutschen Radfahrern Anklang finden wird.

## Vom Büchertisch.

— Zum 15. Juni, an welchem Tage die ersten zehn Jahre der Regierung Kaiser Wilhelms II. zu Ende gehen, wird jeder Deutsche gern sich den Gang, die Erlebnisse und Ergebnisse des verfloffenen Jahrzehnts noch einmal vergegenwärtigen, ebenso wohl wegen der bunten Mannigfaltigkeit und des schnellen Wechsels der Ereignisse, die wir durchlebt haben, als auch in dem regen Interesse, das Lebensbild und die Charakterzüge des Kaisers, sein Wirken und Walten sich in der Erzählung der Hauptthaten seines persönlichen Lebens und seiner Regierungshandlungen im Zusammenhange vorzustellen. Diese willkommenen Schilderung bietet eine von dem als volkstümlichen Darsteller bestens bekannten Vektor Wolter im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von C. S. Mittler u. Sohn in Berlin kürzlich herausgegebene kleine Schrift „Kaiser Wilhelm II. Ein Lebensbild“, welche als eine treffliche Festgabe zum zehnjährigen Regierungsjubiläum bezeichnet werden darf. Die Schrift begleitet den Kaiser von seiner Jugendzeit her und entrollt dem Leser den Werdegang unseres Herrschers; besonders den letzterfloffenen zehn Jahren ist ein breiter Raum gewidmet. Die erhabenen Gestalten der vereinigten Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. treten uns am Eingange dieser Darstellung in Wort und Bild entgegen; unseren jetzigen Herrscher aber finden wir in seiner Mächtigkeit, in seiner unermüdbaren Arbeitskraft und seiner Liebe zum deutschen Volke, seiner Pflege deutscher Gessittung geschildert; wir sehen, wie er in jungen Jahren kräftig das Scepter des Staates und des Reiches ergreift und wie er, erfüllt von Gottvertrauen und mutiger Zuversicht, die auch aus seinen Armees- und Marinebefehlen deutlich hervorleuchtet, an die Erfüllung seiner hohen Aufgabe herantritt. Wir erblicken ihn als Friedensfürsten, der seinem Lande die Wohlthaten der Friedensarbeit zu erhalten besorgt ist; wie er den Dreißigjährigen Krieg besiegelt und mit den Monarchen der benachbarten Staaten Freundschaftsbündnisse erneuert und neu anknüpft. Aber auch als thätigen Kriegsherrn, als fürsorglichen Landesvater, dem das Wohl Aller am Herzen liegt, erweist er sich; wir erkennen seine fürstliche Gessinnung, sein kraftvolles Handeln, seine hohen Ziele. Nicht wenig trägt zum gewinnenden Eindruck der Schrift bei, daß alle wichtigen Personen und Ereignisse in Abbildungen aus anschaulich dargestellt werden, so daß diese volkstümliche Schrift, welche sich bereits zahlreicher Anerkennungen und Empfehlungen von Ministern, Regierungen, Schulbehörden zc. zu erfreuen hat, nicht nur als eine Festgabe für unsere Schüler, sondern auch für die weitesten Schichten des deutschen Volkes trefflich sich eignet. Ihr Preis ist mäßig auf nur 40 Pf. gestellt und verringert sich bei größeren Bezügen noch erheblich.

— **Trutz-Bathseba.** Roman von H. Hermann. 19 Bogen 8°. Preis gebettet 4 Mk.; gebunden 5 Mk. (Breslau, Schleifische Verlagsanstalt von S. Schottlaender). Hans Hermann, der vornehmlich die Sporterzählung mit großem Glück kultiviert und in der Schilderung modernen Reiterlebens wenig Rivalen hat, greift diesmal in die Vergangenheit und bewährt auch auf dem Gebiete der historischen Erzählung seine kraftvolle, plastische Darstellungsgabe. Lebensverhältnisse und Lebensanschauungen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts werden uns ebenso nahe gerückt, wie die Personen, deren Konflikte und Schicksale unsere Theilnahme erregen.

— **Paul Mahn: Lieben und Leben.** Interieurs. — Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin W. 35. Preis 3 Mk. Der originelle Untertitel „Interieurs“, den Verfasser für seine Novellen gewählt, bildet gewissermaßen das Programm des Buches. — Nicht auf äußerlich bewegten Stoff legt Mahn das Gewicht, als vielmehr auf innerliche Seelenschilderung und feinstes künstlerisches Detail. Beides beherrscht der Autor in ganz besonderer Weise. Das Buch bietet eine Fülle ebenso fein ausgedachter Probleme. Zudem verfügt der Künstler über tiefes Gemüth und eine Liebenswürdigkeit im Stil, die von vornherein für ihn einnimmt. — Mahn hat sich mit diesem Buche aufs Beste auch als Novellenschriftsteller eingeführt und man wird seinen weiteren Veröffentlichungen mit lebhaftem Interesse entgegensehen.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto T hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.



## Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomierath J. von Mendel-Steinfels zu Halle (Saale).

### An die deutschen Landwirthe! Erwiderung den „Thomasmehlbezug“ betreffend.

Der Aufruf der Bezugsvereinigung der deutschen Landwirthe, in welchem dieselbe die Ursache ihres Streites mit dem Verein deutsch-österreichischer Thomasphosphatfabriken zur Kenntniß der deutschen Landwirthschaft brachte, hat unterm 10. Mai von Seiten des Vereins eine öffentliche Erwiderung erfahren.

Darin sucht der Verein zu bestreiten, daß zwischen ihm und der Bezugsvereinigung am 6. April d. J. ein Vertrag überhaupt zu Stande gekommen sei. An diesem Tage, so wird bemerkt, seien nur die Verhandlungen wegen eines neuen Vertragsabschlusses geführt und am folgenden Tage fortgesetzt worden. Das Resultat dieser Verhandlungen habe jedoch nicht die Billigung des Vorsitzenden der Bezugsvereinigung gefunden.

Demgegenüber erklärt die Bezugsvereinigung wiederholt, daß der Vertrag am 6. April den Vorschriften des Handelsgesetzbuches entsprechend in allen wesentlichen Bestandtheilen insbesondere hinsichtlich des Preises der Waare und der Zeitdauer rechtsverbindlich zum Abschluß gebracht und diese Thatsache durch ausdrückliche formelle Erklärung von beiden Seiten bestätigt worden ist. Dem bezüglichen abschließenden Akte am 6. April wohnten seitens der Bezugsvereinigung deren Vorsitzender und sieben Ausschufmitglieder, seitens des Vereins allerdings nur dessen bevollmächtigter Vorsitzender Herr Schlutius an.

Wenn der Verein zur Begründung seiner Ansicht auf die Fortsetzung der Verhandlungen am folgenden Tag sich beruft, so betonen wir, daß die Zusammenkunft von Delegirten an diesem Tage ausgesprochenemmaßen lediglich den Zweck der redaktionellen Feststellung des Vertrags in unwesentlichen, dessen Rechtsgültigkeit an sich nicht berührenden, nur der Ausführung dienenden Einzelheiten hatte. Ausdrücklich war sogar am Tage vorher vereinbart, daß die Vorschriften des alten Vertrags für Januar/April in sinngemäßer Anwendung derselben, in allen denjenigen Punkten maßgebend sein sollten, in welchen nicht auf Vorschlag der Delegirten demnächst ein Anderes verabredet werde. Eine nochmalige Genehmigung des Vertrags in seinen Essentialien durch die beiden Vorsitzenden war nicht erforderlich, da dieselben feststanden, wie Herr Schlutius unseren Delegirten am 7. April Abends selbst zugegeben hat. Aus den erwähnten Gründen waren die Vorsitzenden der beiden kontrahirenden Körperschaften verpflichtet, den Vertrag vom 6. April anzuerkennen. Diese Verpflichtung wird von der Bezugs-

vereinigung nicht bestritten, und wenn der Verein den entgegen-  
gesetzten Standpunkt einnimmt, so erscheint diese Handlungs-  
weise nicht als rechtlich zulässig.

In die Verhandlungen am 5. Mai im „Palasthotel“ in Berlin trat der Ausschuß der Bezugsvereinigung nur in der Absicht ein, die Anerkennung der Rechtsgültigkeit des Vertrags durch den Vorsitzenden des Vereins herbeizuführen, welche jedoch abgelehnt wurde. Der Verein bot nun zugleich eine weitere Verhandlung auf neuer Basis an, auf die Frage jedoch, auf welcher Basis dieselbe erfolgen solle, erklärte der Vereinsvorsitzende, Herr Schlutius, darüber keine Auskunft ertheilen zu können. Auf das vom Verein zur Entscheidung der Rechtsfrage vorgeschlagene Schiedsgericht konnte die Vereinigung nicht eingehen, da nach Ansicht des Ausschusses die Sache sich lediglich zur Aburtheilung durch den ordentlichen Richter eignet. Die Klageerhebung wird demgemäß alsbald erfolgen.

Die Anschauung des Vereins hinsichtlich der Gültigkeit des neuen Vertrags, erhellt übrigens zur Genüge aus dem Begleitschreiben, mit welchem dessen Rundgabe vom 10. Mai der Presse zugegangen ist. Hierin ist gesagt: „Wenn die Bezugsvereinigung die Preise für 1898 festlegen wollte, so hätte sie unsere Offerte vom 4. Mai über die offenen 9 Punkte weiter zu verhandeln, nur anzunehmen brauchen, da unter diesen 9 Punkten die Preisfrage sich nicht befand, dieselbe vielmehr schon durch die Verhandlungen vom 5./6. April geordnet war.“

Wir acceptiren dieses werthvolle Zugeständniß, welches uns ein vortreffliches Beweismaterial für die Rechtsverbindlichkeit des neuen Vertrages bietet.

Die Bezugsvereinigung wird ihr gutes Recht, der Unterstützung aller ihrer Mitglieder gewiß, zur Geltung bringen. Sie fordert jedoch diese Unterstützung zugleich nach wie vor von der gesammten deutschen Landwirthschaft, deren Interesse sie vertritt, insbesondere auch von der ganzen landwirthschaftlichen Presse.

Einigkeit macht stark, der Wahrheit dieses Sages seid eingedenk! Ihr deutschen Landwirthe und

**kauft darum vorerst kein Thomasmehl!**

Offenbach a. M., den 16. Mai 1898.

Die Bezugsvereinigung der deutschen Landwirthe.  
Haas, Vorsitzender des Ausschusses.

### Ueber Gründüngung in besserem Boden.

Von August Koch-Schönewerda.

Die Gründüngung, die Ausnutzung, das Einfangen des atmosphärischen Stickstoffs, ist eine Errungenschaft der Neuzeit. Der Vater derselben, Schulz-Lupitz, hat erst in dem letzten Viertel unseres Jahrhunderts dieses Problem, und zwar für den leichten sterilen Sandboden unter Benutzung der Schmetterlingsblüthler, gelöst. Für den schweren Boden mit intensiven Betrieben in Verbindung mit Rübenwirthschaft ist diese Einführung in nennenswerther Verbreitung erst dem letzten Jahrzehnt vorbehalten gewesen.

Noch ernstlich zweifelnd, nicht ob sie, die Gründüngung, sich genügend lohnen würde, sondern ob sie sich für unsere Verhältnisse, für schweren Boden mit intensiver Kultur und forcirtem Rübenbau, in beachtenswerther Ausdehnung verwenden lasse, vernahm ich die empfehlenden Ausführungen des Herrn Geheimrath Maercker.

Die Publikationen des Herrn Dr. Dehlinger-Weilerhof bei

Darmstadt regten gleichzeitig mit an, und so wurde ein schüchternes Versuch unternommen, aber ein gründlicher Reinfall war der Erfolg. Dieser erste Versuch traf in das regenarme Jahr 1892. In die Zeit der Bestellung fiel zwar gerade zum Ausgang ein leichter Regen, sodas sich anfangs die Gründüngung recht leicht entwickeln konnte, doch die zweite Hälfte des August mit ihren glühenden Wüstenstürmen vernichtete dieselbe fast vollständig.

Auf einen Hieb fällt kein Baum, tröstete ich mich, und so wurde auch für die Bestellung im Jahre 1893, welches sich ziemlich hoffnungslos anließ, die Saat wieder in Bereitschaft gehalten. Und siehe da! Der fast regenlose Vorwinter, welcher uns im Ganzen und namentlich im Futter eine Mißernte brachte, spendete während und nach der Ernte so viel Feuchtigkeit, daß die Gründüngung sich recht zufriedenstellend entwickeln konnte.

Als höchst willkommene Ausbülfe wurde die Gründüngung zu Futter gemorben, auf Kleereutern getrocknet und damit der Futter- und Strohangel in diesem Nothjahr beseitigt.

Ich möchte gleich hier erwähnen, daß nach meiner Ueberzeugung die beste Verwerthung der Gründüngung darin besteht, das Grünfutter, wenn überhaupt Futterbedarf vorliegt, zu gewinnen und erst den Thiermagen passieren zu lassen und nur die Wurzelrückstände zur direkten Düngung zu verwenden.

Vom Jahre 1893 ab habe ich in progressiver Bewegung die Gründüngung nach verschiedenen Richtungen hin erweitert. Nur das Jahr 1895 hatte wieder einen minder guten Erfolg, indem die Mäuse zum Theil verheerend auftraten. Starke Mäusejahre sind deshalb bei der Bestellung auch vorsichtig zu behandeln, indem man von vornherein alle unsicheren, sowie veripäpate Saaten besser im Sack behält, denn die Entwicklung und Vermehrung der Mäuse in der Gründüngung ist eine ungestörte und ergiebige.

Die zwei letzten Jahre 1896 und 1897 sind in ihrem Düngungs-Ertrag ganz vorzügliche gewesen. Infolge mehrfacher Verwendung ist es mir gelungen, 75 Morgen, etwa den 5. Theil meiner Wirthschaft, mit Gründüngungspflanzen erfolgreich zu bestellen. Kein Freund, so unbeweisbare Zahlen zu nennen, würde ich mich aber trotzdem sehr befinden, den diesjährigen Düngungs-Netto-Ertrag für 1000 Mk. abzutreten. Wären möchte ich gleich hier, Gründüngungsacker zur Winterung zu verwenden. Am besten scheint mir die Gründüngung zu Rüben und Kartoffeln verwendbar.

Nach meinen seitherigen Erfahrungen theile ich die Gründüngung in 3 Klassen, in solche mit

1. stickstoffammelnden Pflanzen,
2. stickstoffhaltenden Pflanzen und
3. kombinierten Pflanzen.

Wenn ich bei den letzten beginne, so sind die kombinierten Pflanzen diejenigen, welche zuletzt bestellt werden, über Winter stehen bleiben und zu Kartoffeln, Rohl, Futterrüben zc. Verwendung finden. Diese Pflanzen bestehen in *Vicia villosa*-Kroggen, bezw. Roth- oder Incarnat-Klee-Einfaat.

Der *Vicia villosa*-Kroggen, Ende August — Anfang September gesät, ergibt bis zur Saatfurche für Kartoffeln im Frühjahr eine recht annehmbare Menge organischer Substanz, verhindert das Versickern des Stickstoffs in den Untergrund, vermehrt die Humusubstanz, befördert die Bodengare, und die Wicke sammelt und verarbeitet inwischen atmosphärischen Stickstoff. Die Aussaat besteht in 40 Pfund Sandwicken und 30 Pfund Johannisroggen pro Morgen. Düngung: 2 Ctr. Kali, 1 Ctr. Thomasmehl. Zum Klee ist die Saatszeit im Frühjahr ins Getreide. Bei der Bestellung: 2 Ctr. Kali, 1 Ctr. Thomasmehl. Einpflanzen je nach der folgenden Frucht, im Spätherbst oder im Frühjahr.

Die Wirkung des Klees als Stickstoffammler ist bekannt. Die zweite Klasse der Gründüngung mit stickstoffhaltenden Pflanzen besteht aus Senf, Delretlich, Buchweizen und Acker-spörgel.

Alle sind konservirende, nicht stickstoffammelnde Pflanzen und dienen nur zur Ausbülfe bei verspäteter Saat, nach dem 20. August.

Die Vortheile bei Bestellung dieser Saaten bestehen in der Beschattung, in der Verhinderung des Versickerns des Stickstoffs und in der Gewinnung organischer Substanz. Die Zeit dieser Bestellung ist vom 20. bis Ende August. Herr Schirmer-Neubaus giebt die Menge der Saat auf 25 Pfund pro Morgen an. Mir scheinen in unseren Bodenverhältnissen 15 Pfund diesem Zwecke zu genügen. Düngung hierzu bei abgetragener Stoppel: 1/2 Ctr. Chilealpeter, 2 Ctr. Kali und 1 Ctr. Thomasmehl. Einpflanzen dieser Gründüngung im November, Dezember, je nach Eintritt des Frostes.

Es bleibt uns nun noch die erste und wichtigste Klasse der Gründüngungspflanzen zu betrachten übrig.

Das erprobt beste Gemisch ist: pro Morgen 40 Pfund Erbsen (am besten Victoria), 40 Pfund Bohnen, 20 Pfund Wicken und 20 Pfund Lupinen; 100 Pfund dieser Mischung sind bei guter Bestellung schon genügend.

Die Saat ist so schleunig als möglich zu bewirken, sobald die Ernte beginnt. 3 Tage im Juli oder erste Hälfte August sind besser als 2 Wochen im Oktober. Es wird auch, wenn der Flug oder Schäfschaar unmittelbar hinter der Sense folgt, der Flug viel mehr gesichert, indem alsdann meistens noch etwas Feuchtigkeit im Acker vorhanden ist. Das Unterbringen geschieht am Nichtigsten und Besten durch die Drillmaschine. Die

Stiegen werden so weit und so gerade als möglich aufgestellt. Nachdem die Ernte abgefahren, werden diese Streifen nachbestellt.

Die Düngung ist gleich den anderen stickstoffhaltenden Pflanzen. Zur schleunigen Beförderung des Wachstums auf 1/2 Ctr. Chilealpeter, 1 Ctr. Thomasmehl und 2 Ctr. Kali pro Morgen zu bemessen und vor der Drillmaschine aufzustreuen.

Nach dem Pflügen oder Schälen folgt die Drillmaschine ohne Voreggen. Nach dem Drillen wird, sofern die Saat durch die Stoppeln nicht herausgerissen wird, die Nachegge und die dreitheilige Glibber-, wenn es sein kann, die Ringel-, am Besten die Kroskill- oder die Sternwalze folgen.

Nach dem 20. August ist die Bestellung dieser Gattung von Gründünger nicht mehr zu empfehlen, und tritt dann die zweite Kategorie ein.

Es ist mir gelungen, in den letzten 2 Jahren Erbsen von über 2 m und Bohnen bis 1 1/2 m Länge zu gewinnen.

Mit größter Aussicht auf Erfolg lassen sich die Gründüngungspflanzen nach Roggen und Wintergerste anbauen; sodann vor Allem nach Kimmel und Mohh, die sich vorzüglich dazu eignen. Ferner baue man einen Theil reiner Sommergerste in Form von Hannagerste, die früher reift als die Chevalier-Gerste; bei früher Ernte wird man aber auch noch nach letzterer Gründüngungspflanzen anbauen können.

Nachdem ich noch vor wenigen Jahren der Gründüngungsfrage, als nicht für unsere wirthschaftlichen Verhältnisse passend zweisehend gegenüberstand, bin ich heute zu der Ueberzeugung gekommen, daß nichts geeigneter ist, unsere landwirthschaftliche Produktion zu verbilligen als die Gründüngung, und daß es nur noch eine Frage der Zeit ist, daß dieselbe allgemein dort angewendet wird, wo sie nach der klimatischen Lage hinpaßt, Anfang der Ernte vom 15.—20., höchstens 24. Juli. Kann man erst später mit der Ernte beginnen, so verliert die ganze Gründüngung bedeutend an Sicherheit des Ertrages, so daß der Nutzen oft sehr in Frage kommen kann.

Ich bin fest überzeugt, daß nach einem Menschenalter in der Bewertung der Grundstücke eine geeignete Gründüngungslage einen ganz wesentlichen Faktor abgeben wird.

Haben wir doch mit der Gründüngung nicht zu fürchten, daß Mutter Natur wider uns einen Ring schließt zur Vertheuerung unserer Verbrauchsstoffe, auch nicht, daß wir anstatt Salpetersäurechlorat Verchloret kaufen!

Nur an uns wird es liegen, die unveränderliche Quelle des atmosphärischen Stickstoffs zu benutzen, damit auch wir, wie der glückliche Besitzer von jungfräulichem Boden, reiche Ernten mit nicht allzu hohen Kosten erzielen können, damit auch unsere deutschen Berufsgenossen gegen die Ueberchwemmung durch ausländische Produkte widerstandsfähiger werden.

Alle, welche das Glück haben, der klimatischen Lage zufolge die Ernte durchschnittlich mit dem 20. Juli anfangen zu können, und den Eintritt des Winters nicht schon vor Beginn des November zu befürchten haben, mögen sich dieser Neuerung nicht ferner mehr entziehen. Je eher wir damit beginnen, um so besser ist es für unseren wirthschaftlichen Fortschritt; je länger wir aber damit zögern, um so größer ist der Verlust am eigenen und auch am Nationalvermögen. Ich verkenne keineswegs die Schwierigkeiten, welche sich der Ausbreitung dieser neuen wirthschaftlichen Einführung entgegenstellen.

Das hauptsächlichste Hinderniß bietet eben das Neue. Wir haben es nicht mit der Muttermilch eingesogen, nicht von Kindesbeinen an beobachten können. In keiner Fachschule und keiner Lehrzeit, wenigstens was uns ältere Herren betrifft, ist es uns gelehrt oder vorgeführt, und von Natur ist der Landwirth konservativ veranlagt, sodas solche Neuerungen nur schwer Fuß fassen können. Bei den größeren Gütern kommen die Schafhaltung und die Schäfer hinzu. Letztere wollen doch wenigstens erst die „Körner“ von den Schafen auslesen lassen und legen sich insfolgedessen in Hinterhalt.

Im Allgemeinen befürchtet man — ich rede aus eigener Erfahrung — eine wirthschaftliche Störung mit dem Rajolpflügen, man befürchtet, nach der Ernte Arbeitsmangel und im Spätherbst die Unmöglichkeit, diese Arbeit zu bewältigen. Alle diese Befürchtungen bewahrheiteten sich in Wirklichkeit nicht, oder doch nur in sehr geringem Umfange.

Meine Ausführungen will ich damit schließen, daß, wenn einmal das Sprüchwort „Probiren geht über Studiren“ seine Berechtigung hat, so hier. Jede, auch die kleinste wirthschaftliche Eigenthümlichkeit veranlaßt andere Maßnahmen. Jeder muß das für ihn Passende herausfinden, wenn er Erfolg, vollen Erfolg haben will. In des Wortes eigenster Be-

deutung trifft hier zu: „Eines scheidet sich nicht für Alle.“ Aber nicht zaghaft dürfen wir an die Gründung herangehen, sondern Saatgut und Dünger in Bereitschaft halten, daß wir zum gegebenen Moment im Stande sind, unsere Schuldigkeit zu thun.

Die Vortheile der Gründung sind keineswegs allein in der Zuführung des Stickstoffs zu suchen, sie bestehen außerdem noch in der Produktion organischer Substanz.

Ein sehr beachtenswerther, wenn auch nicht zahlenmäßig nachzuweisender Vortheil ist ferner die Beförderung der Bodengare. Durch die Beschattung und das Warm- und Feuchthalten wird der Gärungsprozeß im Boden beschleunigt, die physikalische Beschaffenheit verbessert und die Degeneration, herbeigeführt durch die Anwendung von Salpeter-Düngung und Kalisalzen bei allen nicht kalkarmen Böden, wenn vielleicht nicht ganz aufgehoben, so doch sehr wesentlich vermindert. Zu diesen Vortheilen gesellen sich außerdem noch einige andere. Ich erinnere nur an die Engerlingsplage. Die Mistfäßer legen mit Vorliebe ihre Brut in die Roggen- und Weizenfaat. Die nur schwach bedeckten Düngerballen oder Kleestoppeln bilden die natürliche Brutstätte der Engerlinge. Sobald nun, zum Zwischenfruchtbau noch während der Ernte die Stoppeln umgebrochen werden, ist diese Engerlingsbrut noch nicht lebensfähig und geht zu Grunde.

Des Weiteren werden verschiedene Unkräuter, welche ohne Bestellung nicht aufgehen würden, durch die in der wuchernden Gründung erhöhte Wärme und vermehrte Feuchtigkeit, zum Aufgehen geneigt und, ohne reifen zu können, untergepflügt.

Wir werden nie die Erfolge haben können, wie Herr Schulz-Lupik, noch weniger wie Herr Dr. Dehlinger, indem bei letzterem die Vegetationsperiode um ca. 4 Wochen länger ist und Herr Schulz-Lupik Sandboden mit ergiebiger Kultur bewirtschaftet.

Wir werden hier bei uns viel mehr Vorsicht anwenden müssen, sodaß wir bei starker Trockenheit im Beginn der Ernte und auch bei starken Mäusejahren mit Bedacht zu Werke gehen müssen und vorerst noch den Samen im Sack behalten. Sind aber die Bedingungen zur Bestellung der Zwischenfrucht einigermaßen günstig, dann ist mit aller Energie und Kraft an die Unterbringung zu gehen. „Zeit ist Geld!“ gilt hier mehr wie anderwärts; 1 Tag früher bestellt ist so viel werth wie 1 Woche Ende Oktober — Anfang November.

Hiermit glaube ich nun, die nothwendigsten Anhaltspunkte berührt und den Nachweis der Zweckmäßigkeit für Anwendung von Zwischenfruchtbau respektive Gründung erbracht zu haben.

## Die Fliegenplage in Viehställen.

Eine alljährlich in den landwirtschaftlichen Fachzeitungen wiederkehrende Frage: „Wie kann man die Fliegenplage in den Viehställen beseitigen?“ hat die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft veranlaßt, bei ihren Mitgliefern Umfrage zu halten, welche Erfahrungen nach dieser Richtung gemacht und welche Mittel mit Erfolg angewendet worden sind.

Auf Grund einer großen Anzahl von Zuschriften aus den Kreisen der praktischen Landwirthe giebt nun die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft in ihren Mittheilungen (Stüd 10) eine Zusammenstellung derjenigen Mittel, welche nach den Angaben der betreffenden Berichterstatter sich bei der Bekämpfung der Fliegen in Viehställen mehr oder weniger bewährt haben.

Außer den Erfahrungen über Maun-Zusatz zum Weisfalk sind verschiedene andere Mittel aufgeführt, welche sich folgendermaßen gruppieren lassen. Es sind

### I. Mittel zum Fangen und Tödten der Fliegen:

1. Schwalben.
2. Raupenfäden.
3. Klebstoffe (Leim und Theer).
4. Insektenpulver.
5. Fliegenklatsche.
6. Fliegengift (Fliegenluch).

### II. Mittel zum Vertreiben der Fliegen durch Schaffung ungünstiger Lebensbedingungen für sie.

1. Lichtdämpfung.
2. Zugluft (Züftung-Einrichtungen).
3. Anstrich der Wände u. s. w. mit abstoßenden Stoffen, und zwar:
  - a) Maun.
  - b) Creolin (Pearson).
  - c) Cresolin (Brotmann).
  - d) Petroleum und Carbolneum.
  - e) Verschiedene andere Stoffe.

I. Die zur ersten Abtheilung gehörende Pflege der Schwalben wird von drei Berichterstattern als wirksames Mittel genannt: Herr Gutsbesitzer E. Hufel, Winkl bei Grabenstädt hat von Schwalbenpflege und guter Durchlüftung, nicht aber von Maun-Zusatz zum Kalkanstrich Erfolg gehabt.

Herr W. Jose, Neubrandenburg schreibt: „In meinem Viehstalle nijfen sehr viele Schwalben, die den Stall gänzlich von Fliegen frei halten.“

Herr Rittergutsbesitzer F. Heinke, Mautitz bei Seehausen rechnet ebenfalls neben Anwendung weiter unten beschriebener Mittel auf die Mitwirkung der Schwalben.

Die in bezug auf Schwalbenpflege zu treffenden Maßregeln beschränken sich auf Anbringung kleiner Bretchen an den Balken der Decken oder sonst geeigneten Orten innerhalb des Stalles und Offenlassen von Ausflugs-Öffnungen in den Fenstern oder Thüren.

Herr Rittergutsbesitzer Heinke hat ferner nach vergeblichen Versuchen mit Insektenpulver, Chloralkali und auch Maun-

zusatz mehrere Jahre an kühleren Herbsttagen die dicht zusammenfliegenden Fliegen mit der Raupenlampe verbrannt, daneben verwendet er

Fliegenleim, mit Syrup vermischt und auf Papierstreifen gestrichen, womit die Köpfe der eisernen Säulen umbunden werden.

Herr Hofammerrath E. von Wolf, Buchwäldchen bei Alt-Döbern, verwendet ebenfalls einen Klebstoff, und zwar Theer in der Weise, daß er denselben erwärmt auf ein eigens zugeschnittenes Fangblech streichen läßt, dessen obere abgerundete Kante genau in die Kappen des gewölbten Viehstalles hineinpaßt. Durch schlagweises Entlangführen des an einer Stange getragenen Fangbleches an der Gewölbekappe werden sämtliche dort sitzenden Fliegen aufgeschreckt und zum Ankleben an die Theerfläche gebracht, die dann in kurzen Zwischenräumen von den Fliegen gereinigt wird. Dieses Verfahren ist täglich 2—3 Mal frühzeitig im Jahre vorzunehmen.

Herr Administrator F. D. Dietrich in Graag b. Fürstentwerder verwendet selbstbereiteten Fliegenleim, bestehend aus 2 Theilen Kolophonium, 1 Theil Rüßöl und 1 Theil bieder Terpentin, und empfiehlt zur Erhöhung der Wirkung das unmittelbare Tödten der Fliegen durch Fliegenklatsche als sehr zweckmäßig.

In zwei Fällen wurde ferner die Verstäubung von Insektenpulver als wirksam und auch in der Anwendung im großen nicht zu theures Mittel empfohlen.

Herr Rittergutsbesitzer G. Büschel, Dom. Schepßschnow, verwendet das Insektenpulver, nach vergeblichen Versuchen mit Maunanstrich sowie auch mit Lorbeeröl, seit Anfang der 80er Jahre und beschreibt sein Verfahren folgendermaßen:

„An einem kühlen Tage frühmorgens, wenn die Fliegen in den warmen Ställen sich aufhalten, schließe man sorgsam alle Thüren, Fenster und sonstige Öffnungen, so daß kein Luftzug und keine Öffnung im Stalle bleibt. Zwei Männer oder kräftige Jungen, deren Nasen nicht zu empfindlich sind, lasse man mit an Stöcken, welche bis zur Stalldecke reichen, befestigten Lappen oder leichten Strohwißchen alle Fliegen von Wänden und Decken abschweigen. Ein dritter und vierter Mann geht mit einem Ausblaise-Instrument fortgesetzt im Stalle herum, namentlich nach den Thüren und Fenstern zu und bläst das Pulver fein zertheilt, hoch in die Luft. Schon nach 5 Minuten werden die Fliegen unruhig und ziehen sich nach den Lichtöffnungen hin, dort bläst man stärker, die Männer mit den Webeln arbeiten im Innern fortgesetzt, so daß alle Fliegen in Bewegung kommen. Schon nach 10 Minuten werden die Wände und Decken frei von Fliegen sein, ein starkes Summen und Säusen entsteht im Stalle, und nach abermals 10 Minuten ist Todtenstille eingetreten und haufenweise liegen die Fliegen an den Fenstern, Thüren und im Stalle umher. Nach kurzer Zeit wird das Vieh ruhig, kein Schwanz rührt sich mehr und alles legt sich zur Ruhe nieder. Sehr vorteilhaft ist es, schon vorher oder unmittelbar, nachdem die Fliegen

totd sind, eine größere Menge von Hühnern in den Stall einzulassen, die mit der größten Begierde die todtten Fliegen von der Erde aufspicken. Die an den Fenstern und Thüren liegenden fege man zusammen, untermische sie mit etwas Mische und verbrenne sie sofort."

Zum Ausblasen des Insektenpulvers bediene man sich der bekannten größeren Gummiblasen oder noch besser und wirksamer eines Blasbalges, wie er von derselben Firma zu beziehen ist.

1 Pfund Insektenpulver tödtet in einem Stalle mit etwa 50 Stück Großvieh in 20 Minuten die Fliegen. Selbstverständlich genügt ein einmaliges Ausblasen nicht, da fortgesetzt von außen neue Fliegen hereindringen, und je nach der Lage und Menge der Fliegen ist dieses Verfahren in 3—5 Tagen zu wiederholen. Die Mühe und Ausgabe steht in keinem Verhältnisse zu dem Schaden, den der Rückgang der Ernährung und der Milchergiebigkeit im Herbst an dem Rindviehstande verursacht, der den ganzen Tag von seinen Peinigern geplagt wird.

Beim Ausblasen muß man darauf achten, daß das Pulver trocken, nicht klumpig und so fein als möglich in der Luft vertheilt werde. Die arbeitenden Personen thun gut, sich Nase und Ohren mit einem Tuche zu verbinden.

Ich habe auf diese Weise alle meine Ställe, namentlich Vieh- und Schweine-Ställe, mit gleich günstigem Erfolge Jahr für Jahr von Fliegen gesäubert."

Herr Fr. Drake, Dom. Emdingen bei Jacobsdorf in Pommern, läßt stets, sobald die Pferde, bezw. das Vieh die Ställe verlassen hat, die Thüren schließen und Nachmittags, wenn sich die Fliegen an den Fenstern gesammelt haben, vor denselben gutes Insektenpulver ausstreuen. Nachts bleiben die Thüren der Ställe offen, nur mit einer eisernen Querstange versehen. Der Bedarf an Insektenpulver für ein großes Gut wird auf 15—20 M. angegeben, auch wenn man den Rücken der Thiere ab und zu mit dem Pulver bestreut.

Zum unmittelbaren Tödtten der Fliegen verwendet schließlich Herr Schloßgutsbesitzer Robert Patry, Hattenbach bei Niederaula, noch in tagsüber vielfach offenen Ställen ein mit "Fliegenluch" bezeichnetes Mittel, über dessen Wirkung aber besondere Erfahrungen nicht mitgetheilt sind.

II. Zur Schaffung einer ungünstigen Lebensbedingung für die Fliegen wird erstens eine Lichtdämpfung in den Viehställen vorge schlagen, und zwar ebenfalls von Herrn Patry, der dieselbe durch Anstreichen der Fensterscheiben mit einer Mischung von Kalkmilch und Wäscheblau erreicht. Herr Patry schreibt darüber:

"Diese Farbe dünn aufgetragen läßt sich am Ende des Herbstes leicht wieder abwaschen; sie giebt dem Stall ein angenehmes Halbdunkel; dieses lieben aber die Fliegen nicht und verziehen sich nach wenigen Tagen gänzlich.

Das Blauanstreichen der Fenster wird schon lange für Armeestellungen angewandt, und, wie ich mich auch da überzeugte, mit bestem Erfolge. Es hat auch den Vorzug, daß es nicht viel kostet und jedenfalls dauernd wirkt, wogegen ein jeder Geruch oder Geschmack, den man dem Anstrich der Wände beigemibt, doch bald verloren geht oder doch so geschwächt wird, daß die Fliegen sich nicht daran lehnen.

Ein Versuch dieses schon alten Mittels wird sich nach einigen Tagen lohnen."

Ein anderer Weg von drei weiteren Berichterstattern vorge schlagen, indem sie das Hervorbringen eines lebhaften Luftzuges, vor Allem dicht unter der Decke der Stallungen, als wirksam hinstellen. Herr von Wallenberg-Pachaly, Schmolz (Schlesien) erreicht denselben durch Anbringung zweckmäßiger Jalousien, Herr G. Hüssel, Winkl bei Grabenstädt durch Anbringung von Dunstschläuchen. Der Erstere schreibt des Näheren:

"Sehr gut hat sich bei mir der Ersatz der Fenster durch Jalousien während des Sommers bewährt. Der feine gegen die Decke gerichtete Luftzug und die Verdunklung des Stalles verleiden den Fliegen das Leben im Stalle.

Die Jalousien lasse ich durch einen gewöhnlichen Zimmermann in folgender Weise herstellen. Nach der Höhe der Fensteröffnung wird ein Rahmen aus ungehobelten Latten gefertigt. Dieser Rahmen erhält auf der Innenseite Löcher von 1½ cm Durchmesser in einem Abstände von 18 cm. Diese Löcher dienen zur Führung der Jalousie Bretchen. Diese Bretchen nehme ich 1½ cm stark und 16 cm breit. An jedem Ende derselben wird durch Absägen und Beschneiden ein Zapfen

von 2½ cm Länge hergestellt, der in die Löcher der Rahmen genau paßt. Ein Stab, der in der Mitte Jalousie mittels Draht befestigt wird, dient zur Stellung derselben. Ein Quadratmeter Jalousie erforderte bei mir 1½ M. Herstellungskosten. Das Ganze wird mit Carbolineum gestrichen und an Stelle der Fenster im Sommer eingelegt.

Den ersten Versuch mit derartigen Jalousien machte ich vor drei Jahren in einem Tiefstalle mit Holzdecke, der stets mit Fliegen dicht besetzt war. Der Erfolg war ein durchschlagender. Obgleich der Stall Sommer und Winter mit 90 Stück Mastvieh besetzt ist, sind nur vereinzelt Fliegen in ihm zu finden. Außerdem habe ich in diesem Stalle stets gute Luft und mäßige Wärme, da die Sonnenstrahlen abgehalten werden."

Weiterhin wird der Anstrich der Wände u. s. w. mit solchen Stoffen empfohlen, welche den Fliegen schädlich oder widerlich sind.

Herr Dir. Paehlig-Nortrup hat im Schweine- und Pferdehstall seiner milchwirtschaftlichen Versuchstation durch Zusatz von 150 g Creolin (Pearson) zu etwa 12 l Weiskalk der Fliegenplage vollständig ein Ende gemacht.

Von Maun nimmt Herr Rittergutsbesitzer F. Gappoldt in Nieder-Langensöls, Kr. Lauban, 1 kg auf jeden Maurereimer Kalkmilch und läßt jeden Stall 2 Mal, an den mit Fliegen vorwiegend aufgesuchten Stellen 3 Mal, gründlich streichen. Herr Rittergutsbesitzer von Schweinichen-Gurtau bei Herrnstadt (Schlesien) nimmt ebenfalls 1 kg auf 1 Eimer und empfiehlt Lösung des Mauns in heißem Wasser.

Vom Creolin (von W. Brokmann-Leipzig-Guttrich) fest Herr Oberamtmann H. G. G. v. Dominium Radegast (Pof) in Anhalt  $\frac{1}{2}$  l zu jedem Eimer Kalkmilch hinzu und benützt zum Anstrich der eisernen Säulen, Rufen, Ketten, Theer mit Creolinmischung. Herr Rittmeister J. D. v. Kommerstedt-Schönfeldt, bei Greiz i. B. nimmt 1½—2 kg Creolin f. 100 qm Wandfläche im Stall (ebensoviel Maun im Milchgewölbe).

Es wird berichtet über günstige Erfolge bei Maun: 5 mal, Creolin Pearson: 2 mal, Creolin-Brokmann: 4 mal, Petroleum und Carbolineum je 1 mal. Außerdem wird ein Geheimmittel von Professor Semmler in Greifswald 2 mal kurz erwähnt.

Bezüglich des Mauns liegen neben 5 günstigen auch 3 ungünstige Urtheile vor, die diesem Zusatz jede Wirkung absprechen, und ebenso liegt auch für Creolin außer drei günstigen 1 ungünstiger Bericht vor.

Gelegentlich wird noch von einer Seite erwähnt, man solle durch Aufstellung von lebenden Nicotuspflanzen im Kuhstalle die Fliegen vertreiben können, ohne daß Erfahrungen hierfür angegeben sind.

### Kleinere Mittheilungen.

Zum Thomasstriege. Die Thomasphosphatfabriken versehen einen Bericht aus der „Chemikerzeitung“, in welchem eine Erhöhung des Preises für Thomasmehl in Aussicht gestellt wird. Hier scheint der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen zu sein, denn eine Erhöhung der Preise ist absolut ausgeschlossen, wenn die Landwirthe nur zusammen halten. Die bei der Bezugsvereinigung von allen thalben eingehenden Berichte lassen einen guten Erfolg mit Sicherheit erwarten, und die Thomasfabriken ernten nun, was sie all die Jahre hindurch mit ihrem rigorosen Vorgehen gesät haben. Es zeigt sich immer mehr, daß schon lange eine tiefgehende Verstimmung bei den Landwirthen herrschte, die nun durch den Aufruf in helle Begeisterung für den Kampf gegen den Thomasstriege umgeschlagen ist.

Es mehren sich schon die Anzeichen, daß der Ring anfängt, Schlacke unter der Hand im Händler u. s. w. abzulösen. Warum? Weil er nicht weiß wohin damit! Darum festgehalten an der Lösung: kauft kein Thomasmehl!

## Anzeigen.

### Thon und Erze.

Hermann Biermann, Breslau V.

Baumaterialien. — Bergwerksprodukte.  
Eisenbahn-Bau und Betrieb.

[7053